Die Kameradin.

Roman von Julius Knopf.

(5. Fortsetzung.)

Der Doktor ging auf den leichten Ton nicht ein. „Eigentlich haben Sie Recht, gnädige Frau, ich kämpfe, aber ich lebe doch. Ich stehe sicherer da als die anderen hier, die nur vegetieren. Aber ich bin meinem Ziele, mir eine selbständige klinische Wirksamkeit aufzubauen, noch sehr fern. Der Weg ist noch recht weit. Zwar fehlen mir nicht die Konnexionen, aber ich nutze sie nicht aus. Es ist mir unmöglich, mich auf den Krücken der Protektion zu bewegen, denn es widerstrebt mir, ja, es ist mir in der Seele zuwider, mich durch Gönnerschaft lancieren zu lassen. Ich halte das nicht für verächtlich — beileibe nicht, es ist heutzutage gang und gäbe — ein Tor, dem nicht alle Mittel gelten, um vorwärts zu kommen und seinen Weg zu machen. Aber sehen Sie, gnädige Frau, so ein Tor bin ich doch nun einmal. Und es ist mir nicht möglich, mich zu ändern. Es ist gegen meine Natur — ich kann einfach nicht andere um Förderung bemühen. So heißt es für mich, zum Ziele an Hand eines kleinen Vermögens durch eigene Arbeit, durch eigene Kraft, ohne fremde Empfehlung oder Beihilfe! Und dann lastet noch etwas auf mir."

Erregt erhob er sich und ging unruhig im Zimmer umher. Regina sah ihn voll ernster Teilnahme an. Er fing ihren Blick auf und blieb vor ihr stehen. „Ich bin meiner ganzen Anlage nach das, was man einen Familienmenschen nennt. Das Alleinsein bedrückt mich, macht mich unlustig. Ja, das Gefühl, allein zu stehen, niemanden zu haben, der für mich lebt und für den ich zu leben habe — ja, gnädige Frau, manchmal lähmt das geradezu meine Arbeitskraft und meine Arbeitslust. Vielleicht haben Sie, gnädige Frau, die Sie so mutig und hoffnungsfroh noch im Anfang der Lebenskämpfe stehen, die Einsamkeit noch nicht so scharf empfunden."

Er sah ihr forschend in die Augen und fuhr in wärmerem Tone fort:

„Sollte Sie aber dieses peinvolle Gefühl der Verlassenheit jemals überkommen, sollten Sie das Bedürfnis empfinden, sich einem Menschen mitzuteilen — Frau Regina —" er sprach den Namen langsam und feierlich, „dann werden Sie bei mir immer Verständnis und Teilnahme finden. Verfügen Sie über mich, Sie werden auf mich stets als auf einen treuen, offenen Freund und selbstlosen Berater zählen dürfen."

Regina hatte mit Unruhe und Pein seinen letzten Worten zugehört. Sie achtete den ernsten Mann zu sehr, als daß sie ihn mit gleichgültigen, unverbindlichen Worten hätte abspeisen können, andererseits aber machte sie der wieder jähe aufsteigende Gedanke an Richard und an sein Leiden so unruhig, daß sie im Augenblick kein Empfinden mehr für etwas hatte, das außerhalb seiner Person lag. Zwar, in den letzten Tagen hatte sie manchmal unwillkürlich Vergleiche zwischen den beiden Männern angestellt. Den Gesunden schätzte sie, mit ihm beschäftigten sich ihre Gedanken eigentlich mehr als nötig — wie sie sich selbst eingestand — aber den Kranken, den liebte sie ja doch mit aller Innigkeit. Richard! Was sollte mit ihm werden? — Sie hatte den Arzt ausfragen wollen, und nun war es so gekommen, daß er ihre Gedanken für lange, kostbare Minuten in seine eigenen Sorgen verstrickte. Vielleicht wurde ihr Gespräch bald durch die anderen unterbrochen. Sie mußte den Augenblick nützen, mußte auf der Stelle klare, absolute Gewißheit haben, über Richards Gesundheitszustand und die Art, wie ihm zu helfen sei.

Sie raffte sich zu einem Lächeln auf und sagte in leichtem Plauderton: „Gewiß, Herr Doktor, wenn mich einmal das graue Elend, das Gespenst der Verlassenheit packt und ich vor lauter Schwarzseherei kein helles Fleckchen am Horizont der Zukunft entdeck, so will ich gern von Ihrer Weltweisheit profitieren und Sie vertrauensvoll um ein Wort freundschaftlichen Tones oder Rates bitten. Ich habe nichts dagegen, wenn wir gute Kameraden werden sollten. Hier, meine Hand. Auf gute Kameradschaft! Nun müssen Sie sich aber auch nicht wundern, wenn ich unsere neue Freundschaft gleich mit einer sehr ernsten Frage eröffne."

Sie zögerte, ihre Augen blickten an ihm vorbei. Es wurde ihr plötzlich schwer, von Richard zu sprechen. Wie beginnen, ohne sich zu verraten?

Rüst hatte den Wechsel in ihren Mienen aufmerksam beobachtet und aus ihren Worten mit leisem Bedauern nur eine rein gesellschaftliche Höflichkeitsphrase herausgehört. Bei den letzten Worten fühlte er mit dem Instinkt der erwachsenden Eifersucht, daß die Frage jemanden betraf, dem die junge Frau nahe stand. Als formgewandter Weltmann unterdrückte er die plötzliche Aufwallung. Ruhig und zugleich aufmunternd bat er:

„So sprechen Sie nur, gnädige Frau, ich stehe Ihnen mit meinem Rate gern zu Diensten."

Regina atmete tief auf und begann, direkt auf ihr Ziel losgehend: „Herr Doktor, wir unterhielten uns kürzlich über einen gemeinsamen Bekannten. Sie deuteten an, daß Sie Dr. Richard Senden für sehr leidend hielten. Dr. Senden erzählte mir vor einigen Tagen von seinen Plänen, das heißt, von den verschiedenen Arbeiten, die er in nächster Zeit auszuführen gedenkt. Er scheint keine Ahnung zu haben, daß seine Krankheit bedenklicher Natur sein könnte. Sehen Sie in dieser Beziehung nicht vielleicht doch zu schwarz?"

Regina hatte den Blick von Dr. Rüst abgewandt, als fürchte sie, durch den angstvollen Ausdruck ihres Auges ihm mehr über ihre Gefühle zu verraten, als sie ihm eingestehen wollte. Nichts in ihrer Haltung kennzeichnete die Spannung, mit der sie seine Antwort erwartete. Diese Antwort, vor der ihr bangte, die sie fürchtete, die ihr den letzten Trost zu rauben drohte.

Aber trotz ihrer Selbstbeherrschung war dem Doktor ihre erzwungene Ruhe nicht entgangen. Er war bei ihrer unvermittelten Frage nach Sendens Krankheit leicht erblaßt. — Was diese gesunde, kräftige Frau nur an den schwindsüchtigen Schriftsteller fesseln mochte, dachte er mit einem Gemisch von Enttäuschung und Bitterkeit. Energisch gab er sich Haltung.

„Gnädige Frau," sagte er ernsthaft, „ich habe leider allzu oft Gelegenheit gehabt, mich mit dieser heimtückischen hinterlistigen Krankheit, der Lungentuberkulose, zu befassen, als daß ich mich in der Diagnose eines Schwindsüchtigen täuschen sollte. Senden ist, gleich seiner Schwester, erblich belastet. Die Mutter war tuberkulös, und dieses Leiden hat vor den Kindern leider nicht haltgemacht. Dr. Senden gehört zu jenen, man möchte sagen, glücklich unglücklichen Leidenden, denen die Bösartigkeit ihres Zustandes meist bis zuletzt verborgen bleibt. Der krankhafte Prozeß in den Lungen nimmt bei ihnen einen schleichenden, sich über Jahre erstreckenden Verlauf. Diese Art von Patienten macht Entwürfe und Pläne auf Jahre hinaus, auch wenn der Tod bereits sein Siegel ihrer Stirn deutlich sichtbar aufgedrückt hat. Ihr Freund wird allem Anschein nach wenig zu leiden haben. Als einziges Kennzeichen wird ein Wochen oder Monate andauerndes schleichendes Fieber seinem Ende vorausgehen, das durch einen plötzlichen Blutsturz herbeigeführt werden kann. Ich habe Senden vor einigen Tagen gesehen und sein gegen früher verändertes Aussehen bestätigt mir die Richtigkeit meiner Diagnose. Wie weit das Stadium seines Leidens vorgerückt ist, läßt sich natürlich nur durch eine eingehende Untersuchung feststellen. Für eine lange Lebensdauer des Patienten möchte ich mich nicht verbürgen."

Rüst war sich der Herbheit seiner Worte wohl bewußt. Aber ein Teufel in ihm trieb ihn, hart und rücksichtslos zu sein, um an Reginas Haltung den Grad ihrer Neigung zu Senden zu erforschen. Er fühlte eine heiße Leidenschaft für die hübsche Frau, eine Leidenschaft, die wirbelwindgleich über ihn gekommen war und nun mit seinem Herzen Fangball spielte.

Regina hatte mit wachsendem Schmerze den Ausführungen des Arztes zugehört. Mehrmals wollte sie seine Rede unterbrechen, aber die Sprache versagte ihr, sie vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen.

Als Rüst geendet, hatte ihm Regina ihr bleiches Gesicht zugewandt und schließlich, nach bangen Minuten, mit leise bebender Stimme gefragt:

„Gibt es denn kein Mittel, das den Fortschritt der Krankheit hemmen könnte? — Kann gar nichts geschehen, ihn zu retten? Das ist doch entsetzlich, das ist fürchterlich! Grausam ist das!"

Nur zu deutlich sah Dr. Rüst, daß die junge Frau ein mehr als freundschaftliches Interesse für den Schriftsteller empfand. Da meldete sich ein tiefes Mitgefühl mit ihrem Schmerz, und er lenkte beruhigend ein:

„Sie müssen meine Worte nicht gar so tragisch nehmen, gnädige Frau. Sehen Sie, in bezug auf die Dauer eines Leidens wissen auch wir Aerzte natürlich nichts Bestimmtes. Und wenn wir von Monaten sprechen, so können sie sich auch zu Jahren dehnen. Ja, es gibt Naturen, die alle Berechnungen der Aerzte zu Schanden machen und mit einem Bruchteil der Lungen noch weiterleben auf Erden, wenn sie nach ärztlichem Vermuten schon längst unter der Erde ruhen müßten. Mitunter kommt eine Art von Heilung des tuberkulösen Prozesses durch Bildung von Narbengeweben vor. — Was Senden anbetrifft, so sagte ich Ihnen wohl letzthin schon, daß ein längerer Aufenthalt in einem südlichen Klima, etwa am Genfer See, jedenfalls während der Wintermonate, sehr zweckmäßig für ihn sein würde. Man hat sogar schon einige Male erhebliche Besserung bei dort weilenden Lungenkranken konstatiert; auch dauernder Stillstand dieses Leidens ist keineswegs ausgeschlossen. Es wäre demnach jedenfalls wünschenswert, wenn Sie Senden zu einem dauernden Ortswechsel bewegen würden. Ein Lungenleidender muß mit seinem körperlichen Vermögen umgehen wie ein Geiziger."

Rüst erhob sich und sah nach der Uhr.

Auch Regina war aufgestanden, da sie vom Korridor her Stimmen vernahmen. Sie wollte von den anderen Damen, die sie schon mit ihrem Tischnachbarn geneckt hatten, nicht im intimen Gespräch mit dem Doktor angetroffen werden. Daher reichte sie Rüst mit einigen verbindlichen Worten die Hand und ging in ihr Zimmer. Der Kopf brannte ihr; es war ihr bittere Notwendigkeit, sich erst innerlich zu sammeln, ehe sie sich zum Abendessen ins Speisezimmer begeben konnte.

Fünftes Kapitel.

Kaum hatte sich Regina in ihrem Zimmer erschöpft auf der Chaiselongue niedergelassen, und den heißen, schmerzenden Kopf in die Hände vergraben, da klopfte es an ihre Tür. Auf ihr ungeduldiges „Herein!" erschien Frau Roeder, die Pensionsinhaberin; sie entschuldigte ihr Eindringen mit unverständlichem Wortschwall. Regina blieb liegen und bot der Dame einen Stuhl an, Frau Roeder jedoch lehnte ab, da sie nicht gar so lange stören wolle. Regina betrachtete die kleine, schmächtige Person, in deren abgehärmtem, welkem Gesicht sich deutlich eine unbehagliche Verlegenheit kennzeichnete. Sie hielt ein Blatt Papier in der Hand, das sie nervös hin und her drehte. Regina fragte nach ihrem Begehr.

„Ach, meine liebe Frau Malten, es ist mir wirklich sehr peinlich, aber ich weiß mir eben nicht anders zu helfen. — Es ist nämlich — ich bin momentan in größter Verlegenheit," stotterte sie. Und als Regina nichts erwiderte und nichts fragte, sondern nur zuhörte, ohne eine Miene zu verziehen, da fuhr sie mutiger fort: „Der Referendar und die Schwestern schulden mir den Pensionspreis seit zwei Monaten und Herr Jarnström, der bis jetzt noch immer pünktlich bezahlt hat, bat mich, ihm das Geld diesmal zu stunden. Ich willigte ein, denn wenn er jetzt auszieht, so bekomme ich sicher überhaupt nichts mehr von ihm und habe das Nachsehen. — Nun sind aber gerade in diesem Monat die Steuern fällig; und ich weiß wirklich nicht, wovon ich die fünfzig Mark bezahlen soll." — Sie sah Regina flehend an und hielt ihr den Steuermahnzettel hin: „Würden Sie mir wohl etwas Vorschuß auf den nächsten Monat geben, meine liebe Frau Malten? Der Erste ist ja ohnehin bald da — und," sie fuhr schon etwas mutiger fort, „ich würde mich gern dankbar zeigen, wenn sich einmal die Gelegenheit dazu bietet. Aber helfen Sie mir aus der gräßlichen Klemme. Ich möchte mir doch nicht wieder den Gerichtsvollzieher in die Wohnung kommen lassen."

Regina ging an ihren Schreibtisch und entnahm ihm die fünfzig Mark. Sie gab die Summe ihrer Wirtin, die eine Quittung ausschrieb, das Geld einstiechte, zweimal „Tausend Dank" sagte, und sich nach diesen zweitausend Dankbezeugungen schleunigst empfahl. — Regina blieb mit einem Gefühl tiefen Unbehagens zurück. Vom Gerichtsvollzieher hatte die arme Frau Roeder gesprochen. Wie oft mochte der ihr schon das Leben verbittert haben! Ein unendliches Mitleid mit der abgehärmten, müde gehetzten Frau löste ihre Mißstimmung ab.

Bald klopfte es abermals, diesmal sehr energisch an die Tür. Die junge Frau besann sich, ob sie die lästige Störung durch beharrliches Schweigen abwehren könnte. Aber da steckte schon Frau von Bergfeld den Kopf durch den Türspalt und fragte in süßlichem Tone:

„Ist's erlaubt, einzutreten, kleine Frau?" Und ohne eine Antwort abzuwarten, schob sie ihre üppige Figur herein und kam mit ausgebreiteten Armen auf Regina zu, die sich erstaunt erhoben hatte und mit reservierter Miene fragte:

„Sie wünschen, gnädige Frau?"

„Aber, meine liebe Frau Regina," begann die Baronin, wie es schien, leicht verletzt, „seien Sie doch nicht immer so zurückhaltend mir gegenüber. Ich könnte ja fast Ihre Mutter sein, dem Alter nach —" dabei blickte sie verstohlen und selbstgefällig in den Schrankspiegel, vor dem sie gerade stand. „Ich würde mich freuen, wenn Sie etwas mehr Vertrauen zu mir hätten. Eine so junge Frau, wie Sie, Frau Regina, sollte eine mütterliche Freundin zu schätzen wissen."

(Fortsetzung folgt.)

Grenzfeuer.

Aus den Franzosentagen im Elsaß.
Von Rene Schreiber.

Ueber dem schwarzblauen Rotenbacher Kopf, der wie ein mächtiger Riegel das Münstertal in den Südvogesen gegen Frankreich absperrt, verglommen das Abendrot in lodernden Bränden. Die ersten schweren Schatten schoben sich an die Höhen und ballten sich um die kleinen Dörfer, die vom bergfernen Mittlach bis gegen den Rhein das grüne Tal mit ihren bunten Häuschen besticken. Unzählige Herdenglocken-Geläute auf den Matten und dann und wann der Sehnsuchtsruf eines Alphorns ließen den Sommertag besonder friedsam erklingen.

Der deutsche Maler, der unter dem Gipfel des Kastenbergs sein einsames Künstlerhaus hatte, trat noch einmal in die offene Plauderlaube und spähte mit hellem scharfen Blick hinaus in die stärker werdende Dämmerrung.

Ein fruchtbarer Arbeitstag lag hinter ihm. Sein großes Vogesenbild, das er wochenlang in der Seele getragen, stand in den Grundzügen fertig auf der Staffelei. Auf festem Granitblock ein junger Münstertäler Melker inmitten der weiten, freien Welt. Das Haupt und die nackten Arme sonnebestrahlt, die blauen alemannischen Augen in die Ferne gewendet, wo die letzten, mächtigsten Berge des Hochlands sich in duftigen Schleiern am Horizont verloren. Ein Werk sollte es werden, malerisch bis ins Kleinste hinein und doch zugleich ein Symbol für die wuchtigste Größe des Berglandes.

Am Frühnachmittag war der Künstler plötzlich durch ein schrilles Glockenzeichen seines Haustelephons im emsigen Schaffen gestört worden. Aus einem Münstertäler Städtchen verlangte man dringende Auskunft, ob auf der Kammhöhehe oben, die das Reich vom Welschland trennt, sich feindliche Patrouiller gezeigt hätten. Der Maler hatte die Frage zunächst für einen Scherz gehalten. Was sollten mitten im Frieden wohl französische Truppen in unseren Bergen zu suchen haben? Die Nachricht von der deutschen Mobilmachung war noch nicht in die Welteinsamkeit des Kastenbergs gedrungen, und dem sonstigen politischen Gezänk und Geplänkel in den Blättern hatte der Künstler, wie so oft, keine ernstere Bedeutung beigemessen.

„Halten Sie sich jedenfalls bereit", hatte die Stimme im Telephon noch gesagt, „Sie werden heute abend Besuch bekommen."

Nun stand der Maler an der Brüstung seines kleinen Hauses und heftete den Blick auf die Hochmatt, um die der Weg in scharfen Kurven vom Tal zur Kammhöhe führte.

Dort unten war alles still. Nur die Tannen in seinem Berggärtchen orgelten ihr altes, dumpfes Lied, und aus den Klippenhängen zur Linken pfiff ein Steinkauz den Abend an.

Mit einem Mal war es dem Einsamen auf seinem vorgeschobenen Posten, als ob auf dem Berggrat drüben sich geisterhafte Schatten bewegten. In dunklen, unbestimmten Massen stieg es auf und drängte von Westen her über den freien, vom Sternenlicht nur matt beleuchteten Kamm. Immer neue Geisterschwadronen tauchten auf, und dazwischen klang es wie fernes Klappern zahlloser Hufe auf hartem Fels.

Der Künstler schreckte zusammen. Während seine Blicke dem seltsamen Zug noch verwundert folgten, stand plötzlich — wie aus der Erde gewachsen — ein junger deutscher Offizier dicht neben ihm und legte grüßend die Hand an den Helm.

„Wir kommen offenbar zur rechten Zeit, um das Schauspiel dort drüben mit eigenen Augen zu sehen. Die Herrschaften haben es zweifellos eilig. Noch keine Kriegserklärung und doch schon Feindesbesuch! Die schönste Grenzverletzung, die man sich denken kann. . ."

„Das wären dort?. . ."

„Natürlich Franzosen! Nicht etwa eine lumpige Feldpatrouille, sondern dicke, volle Regimenter — „Chasseurs à cheval", Infanterie und Geschütze. . . sehen Sie nur. . ."

Am nahen Grenzkamm, der vom Schluchtpaß gegen den Belchen läuft, hielt das gespenstige Treiben an. In schweren dunklen Wolken quoll es empor, zog auf die Höhe hin und sank in die Schatten der Nachbarberge zurück. Hunderte, Tausende mußten es sein. Von Frankreich rückten sie heran, wie die Diebe in der Nacht, um ins Elsaß einzubrechen.

„Mit meinen zwölf Mann da unten an der Ferme kann ich natürlich nichts ausrichten. Wir haben nur feststellen wollen, was wir jetzt wissen. Nun wird es Ernst! Die Kerle dort oben setzen sich fest; die werden durch keine diplomatische Note mehr hinausgeschmissen."

Der Leutnant drückte abschiednehmend dem Maler die Hand: „Ich denke, Sie schließen Ihre Bude und bringen sich selbst in Sicherheit. Wer weiß, was morgen kommt. . ."

Der Künstler sah dem jungen, schlanken Menschen nach, der behend und leise über den Grasboden glitt und unten bei den Buchenhecken verschwand. Dann trat er in sein Haus, nahm den Revolver von der Wand und packte ruhig Bilder und Malzeug zusammen. Vieles, sehr vieles, was in all den Jahren einsamen Schaffens ihm lieb und wert geworden war, mußte er oben zurücklassen. Am meisten schmerzte ihn das unvollendete Bild, das der nassen Farben wegen nicht mitgenommen werden konnte.

* * *

Ueber die weißbereiften Matten des Kastenbergs schritt ein preußisches Landwehrbataillon in den frühen, glashellen Septembermorgen hinaus.

Im Rheintal unten waren die schweren Gefechte mit deutschen Siegen zu Ende gegangen. Nun galt es, den fremden Eindringling aus den Vogesen zu werfen, in dessen Schluchten und Wäldern er hartnäckig standhielt.

Die braven Landwehrleute hatten Arbeit in Hülle und Fülle. Kuppe um Kuppe mußte stürmend genommen werden. Von allen Seiten, sogar von den Bäumen, wo die „Chasseurs alpins" sich festgeschnallt hatten, prasselten die kleinen Geschosse wie Hagelkörner auf die Vordringenden, und zwischen hinein warfen die Schrapnells ihren Kugelsegen in die Luft.

Doch es ging vorwärts, Schritt für Schritt. In den Mittelvogesen war der Feind schon über die Grenze, und hier im Süden hatte das tod- und verderbenbringende Aufräumen noch kein Ende.

Als die Vorhut die Höhe des Kastenbergs erreicht hatte, wandte der Hauptmann der dritten Kompagnie sich an den neben ihm schreitenden Offizier: „Jetzt kommen wir wohl in Ihr Gelände, Herr Oberleutnant. Dort drüben steht doch Ihr Haus, wenn ich nicht irre."

Die scharfen Augen des Künstlers hatten die strohbedeckte Hütte längst entdeckt. Nach jener gespenstigen Sommernacht war er trotz seiner Jahre freiwillig unter die Fahne getreten, um an den Vogesenkämpfen teilzunehmen. Jetzt kam er zum ersten Male wieder auf seinen Berg, wo er in stillen Friedensjahren der Kunst als ein einsam Schaffender aus vollem Herzen gedient hatte.

„Zum Teufel, was ist das?. . ."

Ein häßlich heulender Ton schnitt durch die Luft, und gleich darauf prasselte ein Schauer zerrissener Tannenäste auf das erste Glied der anrückenden Kolonne.

Hauptmann und Offizier wußten sofort Bescheid.

„Erster Zug in Schützenlinie ausschwärmen. . . Marsch, marsch!. . ."

In wildem Lauf stob die Landwehr aus einander und warf sich, Deckung suchend, ins reifnasse Gras.

Vom Grenzkamm drüben feuerte eine feindliche Batterie auf die anrückenden Deutschen. Die graubraunen Wölkchen der Schrapnells tanzten wie Kinderschwärme durch den jungen Morgen und barsten dann krachend auseinander.

Nun wurde auch das geschwätzige Tack-Tack-Tack der Maschinengewehre und das sirrende Pfeifen des Infanteriefeuers lebendig. Die Kugeln gingen zu hoch und schlugen splitternd in Baum und Busch.

Am Boden kriechend, den kleinsten Block zur Deckung nehmend, zog die deutsche Linie sich mehr und mehr in die Breite.

Schon gab es Verwundete und Tote.

Der Maler führte die Leute seines Zuges zum Wald zurück und strebte — von einer Geländewelle gedeckt — in flachem Bogen zu seinem Haus. Dort kannte er jeden Fels und jeden Graben. Von dort ließ der linke Flügel der feindlichen Infanterie sich besonders gut unter Feuer nehmen.

Noch waren sie dreihundert Meter von der Hütte entfernt.

Bestimmt und ruhig gab der Künstler seine Befehle.

„Nur Deckung, Leute, und keinen Schuß, bis das Kommando kommt."

Die Landwehr folgte in musterhafter Disziplin.

Plötzlich dröhnte ein dumpfer Schlag über die Vorrückenden hin. Ein zweiter folgte und dann ein dritter.

Keine zehn Meter von dem Maler wirbelten Gras und Erde empor. Ein klaffendes Loch war in den Boden gerissen. Drei Mann wälzten sich in ihrem Blut.

Der Feind auf dem Kamm hatte den Schützenzug entdeckt und warf Granaten gegen das sichtbare Ziel.

„Vorwärts, Landwehr, dort hinten gibt's guten Schutz."

Ein neues Dröhnen und Poltern folgte. Ein Donnern, als bräche der Tannenforst in Blitz und Wetter zusammen.

„Die Hütte. . . Herr Oberleutnant. . ."

Der Künstler blickte hinüber.

Das trauliche Strohdach war in Brand geschossen. In blutroter Lohe schlugen die Flammen zum hellen Septemberhimmel empor. Ein zweiter Treffer riß die Ostwand in Stücke. Nun brannte das Haus — sein Haus, das er mit so viel Liebe und Fleiß errichtet hatte, — an allen Ecken und Enden!. . .

„Vorwärts, Ihr Leute, das sollen die Schufte uns büßen!"

Bald lagen sie alle in fester Deckung und gaben bedachtsam Schuß auf Schuß ab.

Die anderen Kompagnien faßten den Gegner beim Bühlkopf in der Flanke an.

Ein Donnern und Brausen war über dem Land, als wäre die Hölle lebendig geworden.

„Wir zwingen es schon, Jungens, nur kaltes Blut."

Das Prismenglas vor den Augen, verfolgte der Künstler den Fortgang des schweren Gefechts.

Da sah er am Waldrand hinter der eigenen Stellung ein deutsches Geschütz. Ein zweites wurde von unten herausgeschafft, dann noch ein drittes und viertes. Alle gedeckt durch steil ansteigende Matte, die den Feind am Beobachten hinderte.

„Nun wird es recht, Leute! Paßt auf, wie die preußischen Kanoniere schießen!"

Im nächsten Augenblick pfiff die erste deutsche Granate gegen die feindliche Stellung. Das Dröhnen und Donnern verdreifachte sich. Es war, als splitterten alle Vogesenkuppen in Stücke. Immer leidenschaftlicher, immer erschütternder brauste das Lied der Schlacht über die Berge hin.

Die Batterie am Grenzkamm setzte aus. Nur das Kleingewehrfeuer von oben antwortete noch auf die donnernde Sprache der deutschen Geschütze.

„Vorwärts, marsch, marsch!"

Auf allen Seiten drangen die Landwehrmänner stürmend vor.

Die ersten feindlichen Gräben wurden genommen. In roten und blauen Wellen flutete es über die Grenze zurück.

Leichen bedeckten die Matten, wo sonst die Herden ihre Glocken läuten ließen. Verwundete schleppten sich mühsam gegen den Wald, oder sie lagen unter den schnell über sie geworfenen Zeltbahnen mit stillen, glänzenden Augen und warteten auf das Rote Kreuz.

Auch den Künstler hatte der Tod hart gestreift. Ein Lungenschuß, nicht weit vom Herzen, hatte ihn bei seinem Häuschen ins niedergetretene Gras geworfen.

Von Kameraden sorgsam gebettet, ruhte er nun in seiner verwüsteten Arbeitsstätte aus.

Seine Blicke liefen hin und her. Alles verbrannt und zerstört! Die schweren alten Möbel von seinen Künstlerfahrten ein einziger Trümmerhaufen! Die Betten und Decken verkohlt! Die fröhlichen Kleinigkeiten des Hausrats verschwunden unter Schutt und Asche!

Ganz oben auf der wüsten Platte lagen die Reste eines Bildes. Ein Städtchen Bergland unter heißem Sommerhimmel und der Kopf eines Mannes, der mit blauen alemanischen Augen in die Ferne sah.

Sein Bild, das er wochenlang in der Seele getragen und an dem er zuletzt gearbeitet hatte, ehe die Geisterschwadronen über die Grenze ritten.

Das würde wohl niemals wieder gemalt werden können!

Der Künstler vergrub den Kopf tiefer in das aufgeschichtete Gras. Vor seine dämmernde Seele trat ein anderes, größeres Bild: Das Bild eines weiten, freien Landes in brennendem Herbstglanz und darin das deutsche Volk, kämpfend und leidend, siegend und aufbauend. . .

Das sollte die nächste Aufgabe sein!

Merkwürdiger Funkspruch.

Sehr erstaunt war unlängst John Barrett, der Direktor der All-Amerikanischen Union in der amerikanischen Bundeshauptstadt, als er telephonisch angerufen wurde, und eine Stimme ihm folgendes zurief: „Ich bin der Minister der Auswärtigen von Argentinien in Buenos Aires; ich wünsche einige Auskunft, welche ich heute nachmittag bei einer Rede im argentinischen Kongreß benutzen möchte". Das Staunen war erklärlich: denn Buenos Aires ist 7500 Meilen von Washington entfernt!

Hr. Barrett trieb aber binnen 15 Minuten die nötige Auskunft auf und sprach sie in das Telephon hinein. Und weniger als zwei Stunden darnach wurde sie wirklich in einer Rede des Ministers vor dem argentinischen Kongreß verwendet.

Der wirklich telephonische Teil der Botschaft war jedoch nur von New York gekommen. Diese wurde von Buenos Aires über die Anden nach Valparaiso, Chile, telegraphiert, sodann unter dem Ozean mit Kabel nach Panama; darauf ging sie weiter nach einer Station auf der Landenge von Tehuantepec, quer über Mexiko, und wiederum mit Kabel nach Galveston, Tex. Von Galveston aus wurde sie direkt nach New York telegraphiert, und von hier erst übermittelte sie der Fernsprecher nach Hrn. Barretts Pult in Washington. Die Botschaft behielt aber das „Ich" des argentinischen Ministers unverändert bei. Die Antwort machte dieselbe Route umgekehrt durch. Und die ganze Angelegenheit, einschließlich der Suche nach Auskunft seitens des Hrn. Barrett, erforderte 1½ Stunden.

Unsere Schnittmuster-Offerte

Moderne Besuchstoilette.
No. 1172.

Der glockenförmige Ueberrock, wie er jetzt von der Mode vorgeschrieben wird, ist an diesem Modell gezeigt. Dazu eine Bluse in einfachen Linien, die jugendlich und kleidsam wirken, und alles in allem ein hochmodernes Kleid, passend für elegante oder einfache Gelegenheiten, darstellen. Die Auswahl geeigneter Stoffe

ist unbegrenzt; Seide, zusammen mit Velvet oder feinen Wollstoffen mit Seidenglanz ist eine ebenso geschmackvolle Zusammensetzung wie einfache Serge und irgend ein gewürfelter, zweifarbiger Wollstoff. Als Garnitur gilt Velvet für den Gürtel; Kragen- und Aermelaufschläge sind aus ecrufarbigem Batist, dem neuesten Farbenton, verfertigt. Zweierlei Aermellängen und ein hochstehender Kragen sind in dem Schnittmuster, das in Größen von 34—44 Taillenweite erhältlich ist, vorgesehen. Benöthigt werden für mittlere Größen 2¾ Yards Material bei 44 Zoll Breit zu dem Rock, und 6 Yards bei 36 Zoll Breite zur Taille und Tunika. Der untere Rock hat am Saum eine Weite von 2½ Yards.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon.
Ich wünsche Muster No. .....
.....Zoll Brust- oder Taillenweite.
(Wähle bei Kindersachen.)
Name .....
No. ..... Straße .....
Stadt .....

— In einem der Schlesischen Zeitung zur Verfügung gestellten Feldpostbrief eines Offiziers vom westlichen Kriegsschauplatz findet sich folgende bemerkenswerte Feststellung: In X. traf ich neulich auf meiner vorletzten Aufklärung einen Stabsarzt, der mit seinem Lazarett 14 Tage lang in französischer Gefangenschaft war, weil er bei unserem Zurückgehen mit seinen Verwundeten in X. bleiben mußte. Wir waren die ersten Deutschen, die er wieder traf, nachdem die Engländer und Franzosen X. vor unserem erneuten Vorgehen verlassen hatten. Die Engländer hatten nun ihrerseits einen Arzt zurückgelassen, der folgendes Beispiel christlicher Liebe zeitigte: Dieser Mann weigerte sich, die schwarzen Soldaten zu behandeln, mit der Begründung: So etwas sei nicht fair! Ich glaube, derartige Ansichten eines englischen Arztes über die Verpflichtungen gegen verbündete Horden müßten öffentlich gebrandmarkt werden.

— Schlechte Entschuldigung. Frau: „Da bist ein alter, unverbesserlicher Trinker, Mann, denn heute nacht, so erzählen die Leute sich, sollst Du ja auf dem Marktplatz die Anschlagsäule eine halbe Stunde umarmt haben."

Mann: „Liebe Frau, ich habe geglaubt, Du wärst es!"

— Ehe-Meteorologie. Mädchen: „Jessas, Jessas, die Milch ist sauer — da hatt's gewiß wieder die letzte Nacht bei den Herrschaften ein heiliges Donnerwetter gegeben!"

— Protest. „Ihr Fräulein Tochter gehört einem gemischten Gesangverein an?"

„Im Gegenteil, einem sehr exklusiven!"